

Die Gabe  
A Land  
Between  
Pages



Die Gabe  
A land  
between  
pages

Sophie Heidrich

Autor: Sophie Heidrich  
Coverdesign: Leonie Schneiderhöhn  
ISBN: 9789463678438  
© Sophie Heidrich  
Alle Rechte vorbehalten

## Prolog

Der Regen prasselt auf den Asphalt, ein Blitz erhellt für einen kurzen Moment den graugrünen Himmel, ehe er wieder von der Dunkelheit verschlungen wird. Trotz des Donners und des Sturms ist es ruhig, zu ruhig, und doch ist die Unruhe praktisch fühlbar.

Ein Kampf zwischen Hell und Dunkel, die Welt liegt in Trümmern. Der helle Stern, das Licht in der Dunkelheit, scheint verblasst.

Zwischen Schutt und Asche, bedeckt mit Blut und Dreck, liegt ein junges Mädchen. Die brustlangen braunen Haare wirken grau und abgestorben, die Wangenknochen stechen unnormal stark hervor. Sie wirkt abgehungert, die Augen sehen in ihrem aschfahlen Gesicht viel zu groß aus. Die Lippen haben längst an Farbe verloren, in ihren Augen begegnen sich Leere, Angst und Erwartung. Was wird auf sie zukommen, wenn sie diese Welt verlässt?

Dieses junge Mädchen zittert am ganzen Körper, das Atmen fällt ihr schwer. Eine einsame Träne rinnt über ihre Wange, oder zumindest über das, was davon noch übrig geblieben ist.

Plötzlich rennt ein Junge mit schulterlangen dunkelblonden Haaren auf sie zu. Über sein Gesicht rinnt Träne um Träne. Schock und

Entsetzen spiegeln sich in seinen dunklen Augen wieder.

»Warum hast du mir nichts gesagt, Melody? Warum hast du mir nichts erzählt?«, schreit er verzweifelt und knallt neben ihr auf den Boden. Zitternd nimmt er ihr Gesicht in die Hände. Als sich ihre Blicke treffen, kommt für einen letzten Augenblick Leben in Melodys Augen.

# Kapitel 1

Ich liege in meinem Bett und starre die kleinen Sterne an, die dort schon seit Jahren kleben. Draußen geht bereits die Sonne auf, das heißt, sie leuchten nicht mehr. Ich zähle von zehn herab. Zehn... neun... acht... sieben... sechs... fünf... vier... drei... zwei... eins...

...das nervige Weckerpiepen durchdringt mein Zimmer und sagt mir, dass ich aufstehen muss. Warum ich vor dem Weckerklingeln wach bin? Das bin ich immer.

Ich schwinge mich aus meinem Bett und gehe in das Bad. Die meisten Menschen, die ich kenne, verstehen nicht, warum ich ein Frühaufsteher bin, und ich verstehe es ja selbst nicht. Ich kann ins Bett gehen, so spät ich will, ich bin früh wach und sofort fit. Meine Eltern machen sich deswegen Sorgen und meinen, ich würde an Schlafstörungen leiden. Nur aus diesem Grund bleibe ich jeden Morgen, bis mein Wecker klingelt, im Bett. Sie sollen wenigstens denken, dass ich gut durchschlafe.

Schnell mache ich mich im Bad fertig, ziehe mich an und schminke mich leicht.

Normalerweise halte ich ja nicht gerade viel vom Schminken, beziehungsweise kann ich es einfach nicht. Aber besonders in den Wintermonaten sehe ich immer aus wie eine wandelnde Leiche, weswegen es sich fast nicht verhindern lässt, Make-up ins Gesicht zu klatschen.

Ich gehe wieder in mein Zimmer und betrachte mich noch einmal. Ich bin nicht gerade klein, doch die Größte bin ich auch nicht. Meine braunen, buschigen Haare gehen mir bis knapp über die Schulter und passen somit komplett zu meinen braunen Augen. Am liebsten mag ich an mir meine Wimpern und meine Augenbrauen. Sie haben genau die perfekte Form, und meine Wimpern sind geschwungen und lang.

»Kommst du essen, Melody?«, höre ich meine Mutter aus der Küche schreien und ich gehe zu ihr.

»Guten Morgen«, begrüße ich sie mit einem strahlenden Lächeln. Meine Mum und ich sehen uns kaum ähnlich, auch wenn das immer wieder einige behaupten. Im Gegensatz zu meinen sind ihre Augen in einem strahlenden Blau. Ihre Haare sind zwar in demselben Braunton wie meine, doch sie fallen ihr seidig glatt über den Rücken hinab

bis über die Hüfte. Ihre Wangen sind immer etwas rosig und sie sieht noch aus, als wäre sie gerade einmal Anfang zwanzig. In meinen Augen ist meine Mum die schönste Frau, die ich kenne.

»Guten Morgen«, erwidert sie und reicht mir eine Schüssel Cornflakes. Mit der Schüssel setze ich mich an den Tisch, an dem Dad vor seiner Zeitung sitzt. Unsere Küche ist eher ein kleiner Raum, doch er bietet genügend Platz, um zu kochen und zu essen. In diesem Moment aber legt mein Dad die Zeitung weg und wünscht mir auch einen guten Morgen.

Mein Dad sieht mir schon ähnlicher. Seine und meine Haarstruktur sind dieselbe, nur dass seine Haare schon ein wenig kahl werden und ihm nur noch dünn auf dem Kopf liegen. Seine Augen sind in einem sehr tiefen Braun, und er trägt gerade seine runde Lesebrille.

»Rasier dich mal wieder, Liebling«, neckt Mum ihn und verdreht gespielt genervt die Augen. Ja, mein Dad ist teilweise wirklich die Faulheit in Person, besonders wenn es um seinen Bart geht.

Eine viertel Stunde später stehe ich wieder in meinem Zimmer. Der Raum ist komplett in Weiß und Türkis gehalten. Mein großes

Himmelbett steht unter meinem Fenster und dem gegenüber steht ein kleiner Fernseher. Daneben sind ein kleiner Schreibtisch und ein Schrank voller Schulsachen. Direkt neben meiner Tür befinden sich mein großer, weißer Kleiderschrank und dann noch ein paar Kommoden. Ansonsten ist mein Zimmer wirklich nichts Besonderes.

Ich schnappe meine Schulsachen und gehe zur Haustür. Wir wohnen in einer großen Wohnung im zehnten Stock eines Hochhauses. Die meiste Zeit benutze ich den Fahrstuhl, doch manchmal, wenn ich wirklich spät dran bin, renne ich lieber nach unten. So habe ich wenigstens das Gefühl, mich mehr zu beeilen. Außerdem spinnt unser Fahrstuhl auch manchmal ziemlich, weswegen es immer sicherer ist, die Treppe zu nehmen.

Heute nehme ich den Fahrstuhl und laufe dann die Straßen entlang. Von Weitem sehe ich schon, wie voll mal wieder die Bushaltestelle ist, und stöhne frustriert auf. Wie ich es hasse, Bus zu fahren!

Zwischen Menschenmassen eingesperrt, höre ich mehr menschliche Geräusche, als mir lieb ist. Warum muss ich auf den Bus angewiesen sein? Wieso tust du mir das an, Welt? Die

Busfahrt zieht sich gefühlt jahrelang hin, doch dann steige ich endlich aus und betrete das Schulgebäude.

Kaum gehe ich durch die Tür ins Zimmer, kommen auch schon Emily und Laura, meine besten Freundinnen, auf mich zugelaufen.

Em hat blonde, lockige Haare, die ihr bis zur Brust gehen, ihre Augen sind von einem strahlenden Huskyblau und sie ist groß gewachsen. Im Gegensatz zu mir denkt sie sich bei Schminke wirklich: Mehr ist mehr. Oft ist sie von Lidschatten bis Lippenstift komplett geschminkt, so wie es auch heute der Fall ist. Trotzdem zählt sie zu den wichtigsten Personen in meinem Leben.

Lauras Haare dagegen sind schwarz und lang. Sie hat äußerst gütige, grüne Augen und ist auf eine schöne Art und Weise blass. Deswegen beneide ich sie auch oft, denn ihr steht die Blässe so gut und bei mir dagegen sieht sie so krank aus.

Gemeinsam gehen wir zu unseren Plätzen und sofort fällt Ems verstohlener Blick wieder auf Mitch.

»Er sitzt wieder nur da«, flüstert sie uns zu.  
»Was ist los bei dem? Der ist jetzt seit einem Monat in unserer Klasse und hat noch kein Wort geredet.«

Ich zucke mit den Schultern. Ich finde es schade, dass er nicht redet, denn ich finde ihn irgendwie unglaublich süß. Er hat braune Haare wie ich, doch sie gehen ihm glatt bis kurz über die Schulter. An den meisten Tagen hat er sie hinten zusammengebunden, doch heute trägt er sie offen. Seine Augen sind unglaublich tiefgründig und dunkel, dass man sich so leicht in ihnen verlieren kann. Seine Hände wirken so geschickt und kritzeln immer auf dem Papier herum. Ich habe das heimlich beobachtet: Er skizziert immer kleine Zeichnungen von seltsamen Figuren oder Welten, was aber unglaublich gut aussieht. Einmal skizzierte er etwas, das aussah wie ein Mensch, der aus einer Sonnenblume besteht. Es sah äußerst seltsam aus.

Ich seufze und blicke ihn noch ein wenig sehnsüchtig an. Warum kann ich denn nicht einfach den Mut haben, zu ihm zu gehen und ihn anzusprechen? Allerdings glaube ich, dass ich den erst aufbringen würde, wenn mir nichts Geringeres als der Tod drohen würde. Ob er eigentlich weiß, dass ich existiere?

Donnerstag ist immer unser Einkaufstag. Da Papa arbeiten ist und Mama den Einkauf nicht

alleine schafft, darf ich ihr immer helfen. Als ob ich nicht schon genug zu tun hätte, denke ich mir, doch ich schweige. Ich habe diese Diskussion mit ihr schon ein paar Mal geführt. Doch am Ende heißt es eh wieder, dass ich viel zu wenig im Haushalt mithelfe und nicht immer bei allem rummeckern soll. Schließlich habe ich mich also damit abgefunden und finde es mittlerweile auch gar nicht mehr so nervig.

Jedenfalls ist heute Donnerstag, deswegen muss ich auch direkt, wenn ich nach Hause komme, wieder mit meiner Mum los.

»Wie war dein Tag heute?«, fragt sie mich, als wir gemeinsam im Auto sitzen.

»Schule halt«, ist meine Standardantwort, woraufhin ich aber immer mehr erzähle. Ich kenne viele in meinem Alter, die überhaupt keine Lust mehr haben, mit ihren Eltern zu reden. Ich jedoch bin eher so eine, die mehr redet, als meine Eltern wissen wollen.

»Mrs. Calvin musste heute natürlich unbedingt einen unangekündigten Test schreiben, der zugegeben nicht so gut gelaufen ist«, beginne ich drauflos zu plappern.

»Mrs. Calvin war noch mal welches Fach?«, fragt sie nach.

»Physik. Na ja, ich hoffe, dass es wenigstens noch eine Zwei wird! Aber es wäre alles so viel entspannter, wenn sie einfach mal einen Test ankündigen würde. Dann könnten wir alle lernen und gut ist und würden vor allem nicht alle so schlecht stehen. Aber nein, ich glaube, sie mag es, uns schlechte Noten zu geben.«

Daraufhin meine Mum, eine Augenbraue nach oben gezogen und etwas belustigt wirkend: »Stehst du nicht momentan in Physik auf zwei?«

»Ja, aber der Rest der Klasse nicht.«

»Was interessiert dich der Rest der Klasse?«

»Ach Mum, du verstehst das nicht.«

Irgendwie verstehe ich ja selber nicht, dass mich der Rest der Klasse so interessiert. Aber als Klasse wird man schnell zur Einheit, und wenn sich die ganze Klasse über einen Test aufregt, dann regt sich auch der Einzelne über den Test auf, egal, wie es für ihn selbst gelaufen ist. Manchmal zählt die Meinung des Einzelnen einfach nicht, da ist es leichter, sich einfach der Gesamtmeinung anzuschließen.

»Hat sich eigentlich dieser Zickenkrieg zwischen den Mädels in deiner Klasse wieder beruhigt?«, fragt meine Mum und ich schaue sie verwirrt an.

»Welcher Zickenkrieg?«

»Na ... hier, wegen der Klamotten, oder so, was du erzählt hattest«, versucht meine Mum irgendwie zu erklären, was sie meint. Plötzlich wird es mir aber wieder klar.

»Ach meinst du das mit Patrisha? Als sie ihren Kaffee aus Versehen über die angebliche Designer-Jacke von Lucy gekippt hat?«

Zustimmend nickt sie.

»Ja, das hat sich schon lange geklärt«, winke ich ab und bin überrascht, dass sie sich so eine unsinnige Sache gemerkt hat. »Patrisha hat Lucys Jacke für 15 \$ bei Amazon gefunden und daraufhin hat Lucy dann zugegeben, dass es doch keine Designer-Jacke ist«, erkläre ich ihr.

»Ihr Mädchen heutzutage«, murmelt meine Mum nur, während sie auf den Parkplatz fährt. »Früher haben wir uns noch darum gestritten, wer die aufwendigste Frisur trägt.«

Das Einkaufen ist bei zwei Frauen immer eine ziemlich harte Sache. Meist haben wir zwar nur das Nötigste auf unserem Einkaufszettel stehen, doch die Menge an Sachen, die wir letzten Endes kaufen, könnte locker für eine zweite Liste reichen.

Gerade möchte ich meine Mum fragen, ob wir noch Tee zu Hause haben, da zieht sich mein Magen plötzlich schmerzhaft zusammen. Von dem einen auf den anderen Moment wird mir unglaublich schlecht, und die Welt um mich herum beginnt sich zu drehen. Mein Sichtfeld wird durch langsam größer werdende, schwarze Ränder eingeschränkt.

Erst, als meine Mum besorgt an mir rüttelt, registriere ich, dass ich auf dem Boden liege. Vorsichtig öffne ich die Augen und blinzele in das grelle Licht. Stöhnend halte ich mir den Kopf, der schmerzhaft vor sich hin brummt.

Noch immer zittrig auf den Beinen möchte ich wieder aufstehen, doch meine Mum hält mich davon ab.

»Bleib erst einen Moment sitzen!«, befiehlt sie mir streng, aber auch besorgt, und ich gehorche. Langsam beruhigt sich mein Kreislauf und ich kann meine Mum wieder normal ansehen.

»Das ist jetzt das siebte Mal in den letzten zwei Wochen, dass dein Kreislauf verrückt spielt und du umkippst! Das gefällt mir gar nicht, morgen gehen wir zu einem Arzt!«

Beunruhigt mustert sie mich von oben bis unten und ich sehe ihren Augen an, dass die

Entscheidung bereits gefällt und nicht mehr zu ändern ist. Trotzdem versuche ich es.

»Mum, mir geht's schon wieder gut«, beteuere ich, doch merke selbst, dass ich mir ziemliche Gedanken darüber mache, was mit mir los sein könnte. Sieben Mal ohnmächtig werden innerhalb von zwei Wochen ist wirklich nicht mehr normal!

Am nächsten Morgen weckt mich meine Mum noch vor meinem Wecker.

»Na komm, aufstehen, wir haben sieben Uhr einen Termin«, sagt sie und zieht mir die Decke weg. Murrend versuche ich, sie mit immer noch geschlossenen Augen zurückzuholen.

»Mum«, maule ich herum. »Warum denn nicht wenigstens eine Stunde später. Es ist noch dunkel draußen.«

»Hör auf, herumzumaulen und mach, dass du ins Bad kommst!« Mit diesen Worten verlässt sie mein Zimmer und geht in die Küche.

Missmutig stehe ich auf und gehe ins Bad. Dort werfe ich einen verstohlenen Blick in den Spiegel und schrecke zurück. Warum mache ich eigentlich jeden Morgen denselben Fehler? Stirnrunzelnd schaue ich auf die Uhr - normalerweise bin ich um diese Uhrzeit auch

schon wach, also warum bin ich ausgerechnet heute noch so müde?

Schließlich seufze ich. Wenigstens muss ich erst später in die Schule, denke ich mir, und versuche mich aufzumuntern. Oder hat Mum den Termin extra so früh gelegt, damit ich noch pünktlich in die Schule komme? Bitte nicht! Schließlich hätte ich jetzt Mathe und darauf kann ich definitiv verzichten! Obwohl, dann könnte ich Mitch wieder von der hintersten Reihe aus unbeobachtet anschmachten. Ein kleines, ungewolltes Lächeln schleicht sich auf mein Gesicht und ich werde leicht rot. Vielleicht wäre es doch nicht so schlecht, wenn ich pünktlich in die Schule komme.

Nachdem ich fertig bin, schlurfe ich, immer noch etwas müde, in die Küche und beginne zu essen.

»Da ist aber heute jemand schlecht drauf«, witzelt Dad, als er, wohlbemerkt noch im Schlafanzug, in die Küche kommt und sich einen Kaffee nimmt.

»Du wurdest ja auch nicht mitten in der Nacht wegen eines dämlichen Termins geweckt«, entgegne ich, werfe ihm ein paar finstere Blicke zu und trinke einen Schluck Tee.

»Jetzt tu nicht so, als hätte ich dich um drei in der Nacht geweckt«, sagt Mum streng und fängt an, den Tisch abzuräumen.

»Ey, ich bin noch nicht fertig!«, rufe ich, doch Mum schüttelt den Kopf.

»Wir müssen gleich los.«

Also besser kann dieser Morgen wirklich nicht laufen, denke ich und versuche, ein Fünkchen gute Laune aufbringen zu können.

Schnell gehe ich Zähne putzen, schnappe meine Schulsachen und warte dann auf Mum.

Als sie kommt, sage ich: »Immer muss man auf dich warten!«

Ihr Gesichtsausdruck daraufhin ist wirklich unbezahlbar.

Ich grinse sie an und gemeinsam gehen wir zum Auto.

Während der Fahrt reden wir kein Wort miteinander. Einerseits halte ich diesen überstürzten Arztbesuch für überflüssig, andererseits mache ich mir diesbezüglich ein paar Gedanken.

Ich bin und bleibe ein Schisser, was Krankheiten betrifft! Da reicht schon ein kleiner Pickel an einer ungewöhnlichen Stelle, der ungewöhnlich groß wird und ich drehe fast durch.

Sobald wir das kleine, schäbige Wartezimmer betreten, wird mir bewusst, dass ich ganz sicher nicht pünktlich zur ersten Stunde in der Schule sein werde. Es ist überfüllt und laut. Sehr laut, denn gefühlt sämtliche Kinder der Nachbarschaft sitzen in diesem kleinen Raum und schreien und kreischen herum, als würden sie gerade verprügelt werden. Dann wird Mitch wohl ohne mich auskommen müssen, denke ich bedauernd, doch rufe mir dann wieder ins Gedächtnis, dass er vermutlich nicht einmal meinen Namen kennt. Genervt verziehe ich mein Gesicht und setze mich mit meiner Mum auf die einzigen beiden freien Plätze.

»Mum, ich will endlich zu einem normalen Hausarzt. Der Kinderarzt ist ätzend und mittlerweile bin ich auch keine Fünf mehr«, sage ich flüsternd und mit vorwurfsvollem Unterton zu ihr. Sie nickt bestätigend und ich sehe an ihrem Gesicht, dass sie das Ganze genauso schlimm findet wie ich.

Während wir warten, starre ich die Bilderwand mir gegenüber an. Ich kann mich nicht erinnern, dass ich früher einmal ein Bild für einen Arzt gemalt habe und wenn, dann hätten sie es bei meinem künstlerischen Talent eh lieber weggeschmissen. Allerdings

habe ich den Arzt nie gemocht, weswegen ich auch nie verstanden habe, wieso ich mich auch noch mit einem Bild für diese Angst bedanken sollte.

Wir sitzen mindestens eine Stunde in diesem Zimmer, bevor endlich mein Name aufgerufen wird. Seufzend stehe ich auf, die Schwester zeigt auf das erste Wartezimmer und ich gehe hinein. Nach fünf Minuten kommt Frau Raaske herein, meine Kinderärztin, seit ich drei Jahre alt bin.

»Na, hallo, Melody«, sagt sie freundlich zur Begrüßung und reicht mir die Hand. Ich drücke sie mit einem freundlichen Lächeln und sage: »Hallo.«

»Wo drückt denn der Schuh?«, fragt sie mit sanftem Lächeln.

Ich setze mich auf einen Stuhl und beginne zu erzählen: »Nun ja, in letzter Zeit bin ich sehr oft ohnmächtig geworden.«

Daraufhin schaut sie mir in die Augen und sagt: »Das kann schon mal in der Pubertät vorkommen, mach dir keine Sorgen.«

»Na ja ... «, beginne ich zögernd. »Das dachten wir auch erst, aber innerhalb der letzten zwei Wochen bin ich sieben Mal ohnmächtig geworden. Gestern war das siebte Mal. Das

kann doch nicht normal sein, oder? Mum meinte, ich sollte mal zum Arzt gehen.«

Die Ärztin faltet die Hände. Natürlich versucht sie, ihre seriöse, neutrale Haltung zu bewahren, doch ich bemerke sofort, dass es nicht mehr nur eine Folge der Pubertät ist.

»Das kann viele Ursachen haben«, sagt sie schließlich. »Ich denke, das Beste wäre, wenn dir Blut abgenommen wird. Allerdings würde ich euch auch raten, in der Uniklinik ein MRT machen zu lassen, falls die Ursache in deinem Gehirn liegt.«

Mein Herz setzt einen Schlag aus. Das klingt ziemlich ernst.

»Das Blut können wir dir gleich abnehmen und ins Labor schicken.« Dann meint sie noch, als sie meinen besorgten Blick sieht: »Mach dir keine Sorgen, Melody, die Ursache könnte ganz harmlos sein. Das sind nur reine Sicherheitsmaßnahmen.«

Ich glaube, das soll ein Versuch sein, mich zu beruhigen, doch leider hat das definitiv nicht funktioniert.

Während der nächsten Stunden darf ich warten, warten und noch mehr warten und lasse Ärzte und Untersuchungen über mich ergehen. Somit bin ich erst spät am Nachmittag wieder zu Hause.

Dad sieht uns erstaunt an, als wir ins Wohnzimmer kommen. »Wart ihr etwa den ganzen Tag beim Arzt?«

Mum nickt und erklärt meinem Dad schnell, dass sie mir Blut abgenommen haben, ein MRT machen mussten und die Ergebnisse erst im Laufe der nächsten Woche kommen werden.

Mit sorgenvollem Blick sieht Dad mich an, doch ich drehe mich direkt weg und gehe in mein Zimmer. Ich möchte gar nicht sehen, dass er sich Gedanken darüber macht. Hätte er das Ganze jetzt nicht einfach schön locker sehen können? Das hätte mich vielleicht etwas beruhigt.

## Kapitel 2

Nervös sitze ich im Wartezimmer der Uniklinik und versuche, mich mit allen Mitteln davon abzuhalten, auf meinen Fingernägeln zu kauen. Das ganze Wochenende konnte ich mich kaum richtig ablenken, doch heute Morgen kam dann endlich der Anruf, dass meine Ergebnisse da sind.

Unruhig wippe ich mit dem Knie auf und ab und schaue auf die Uhr. Jetzt sitze ich schon seit anderthalb Stunden hier! Wenigstens schreien hier nicht so viele Kinder herum, sage ich mir und atme tief durch.

*Du hast doch die Ärztin gehört, Melody! Die Ursache kann ganz harmlos sein und dann hast du dich völlig umsonst verrückt gemacht.*

In diesem Moment kommt meine Mum von der Toilette zurück und setzt sich neben mich. Gerade als ich mich bei ihr über das Warten beschweren möchte, wird endlich mein Name aufgerufen.

Meine Mum schenkt mir ein leichtes Lächeln, dann stehen wir zusammen auf.

Zögerlich betrete ich das Behandlungszimmer. Es ist relativ klein und in einem schlichten Weiß gehalten. Direkt neben der Tür befindet sich eine Behandlungsliege, die mich stark an meine anderen Arztbesuche erinnert.

Am Ende des schmalen Raumes steht ein großer, unordentlicher Schreibtisch – sogar unordentlicher, als meiner! Auf ihm thronen ein großer Computer, stapelweise Ordner und Blätter, eine Kaffeetasse, und Stifte liegen wahllos herum. Unter einem Stapel von Papier glaube ich, einen Drucker zu erkennen. Ab und zu kann man noch einen Bilderrahmen erspähen.

Hinter diesem Schreibtisch steht ein großer schwarzer Bürostuhl – leer. Doktor Jefferson ist also noch nicht da. Nervös stehe ich mit meiner Mutter in der Mitte des Raumes und kaue auf der Unterlippe. Sie bemerkt meine Unruhe und Nervosität und streicht mir beruhigend über den Rücken.

»Es wird schon nichts Schlimmes sein, mach dir nicht immer so viele Sorgen, Liebes«, versucht sie mich leise zu überzeugen. Ich lächlele und so sehr ich auch ihren Worten Glauben schenken möchte, ich kann es nicht. Woher will sie denn wissen, dass es nichts Schlimmes ist?

Während wir warten, sehe ich mich weiter um. An den Wänden stehen noch einige Regale, die ebenfalls prall mit Ordnern gefüllt sind. Es sieht mir auf jeden Fall nicht aus, wie ein normales Behandlungszimmer, doch wozu ist dann die Liege? Vermutlich ist das so ein Standard im Krankenhaus, überlege ich mir schließlich.

In diesem Moment kommt Doktor Jefferson in das Zimmer und schließt die Tür hinter sich. »Entschuldigen Sie die Verspätung«, sagt er höflich und gibt zuerst mir, dann meiner Mutter die Hand.

Sein Gesichtsausdruck lässt mir das Blut in den Adern gefrieren. Angespannt und niedergeschlagen zwingt er sich, zu lächeln, und bittet uns, auf den Stühlen vor dem Schreibtisch Platz zu nehmen. Die Angst kriecht in mir hoch. Nervös wippe ich mit meinem Bein und warte darauf, dass er zu sprechen beginnt. Aber was kann es sein, dass es sogar ihn als erfahrenen Arzt angespannt und niedergeschlagen wirken lässt?

Vielleicht hat er einfach einen schlechten Tag und es hat gar nichts mit mir zu tun, versuche ich, mir still einzureden. Doch nicht mal meine innere Stimme schafft es, mich zu beruhigen.

»Nun gut«, beginnt er zögernd, offenbar um die richtigen Worte ringend.

Vorsichtig schiele ich zu meiner Mutter herüber. Ich glaube, sie versucht, sich nichts anmerken zu lassen. Doch ich kenne sie gut genug, um zu wissen, dass sie sich nur auf die Lippen beißt, wenn sie sich Sorgen macht.

»Melody, deine Blutergebnisse und die Ergebnisse des MRT sind gekommen. Leider muss ich dir sagen, dass wir mehrere Leukozyten in deinem Blut gefunden haben. Leukozyten sind eine bestimmte Art von

weißen Blutkörperchen, die sich bei dir unkontrolliert verteilen«, beginnt Dr. Jefferson mir zu erklären.

»Und ... ist das denn schlimm?«, frage ich zögernd nach. Ehrlich gesagt habe ich keine Ahnung, was er damit meint und welche Wirkungen das für mich hat. Im ersten Moment klingt es jedenfalls nicht so schlimm, wie meine Erwartungen waren.

»Das bedeutet, dass du an Leukämie leidest.« Ich spüre, wie meine Mutter sich neben mir zusammenkrampft, doch ich starre den Arzt nur ungläubig an. Ich fühle mich wie gelähmt. Leukämie? Ich? Ich habe mir ja sämtliche Vorstellungen über sämtliche Krankheiten gemacht, aber nicht, dass ich an Leukämie leide.

»Aber ... aber ... heutzutage ist doch alles möglich. Sie kann doch wieder gesund werden! Kann sie doch, oder? Das muss sie doch!«, höre ich meine Mutter mit zittriger Stimme sagen, doch es scheint auf einmal so weit entfernt.

Traurig sieht der Doktor meine Mutter an. »Die Leukämie von Melody verläuft sehr unterschwellig. Ich bin der Meinung, dass Melodys Anfall vor einigen Tagen Zeichen von Stress und Überanstrengung waren und keineswegs etwas mit der Leukämie zu tun hatte. Daher war es reines Glück, dass wir auf die Leukämie aufmerksam geworden sind.«

*Glück* spottet mein Unterbewusstsein vor sich hin und ich bin überrascht, dass es fähig ist, sich zu melden.

Ungeduldig erwidert meine Mutter daraufhin schluchzend: »Und was bedeutet das für meine Tochter? Hat sie Chancen zu überleben?!«

»Leider haben wir ihre Leukämie zu spät bemerkt. Ohne ihren Schwächeanfall hätten wir sie womöglich gar nicht entdeckt. Der Krebs hat bereits in weite Teile des Körpers gestreut. Wir vermuten, dass sie die Leukämie bereits seit mehreren Monaten in sich trägt. Wir sind in diesem Fall vor ein Rätsel gestellt. Eine Chemotherapie würde dementsprechend sowieso nicht helfen, doch auch für eine Knochenmarkspende ist es zu spät. Ich frage mich bloß, warum die Leukämie ohne sämtliche Anzeichen verläuft.«

Der Doktor versucht, so neutral wie möglich zu sprechen, doch ich höre seiner Stimme an, dass er selbst darum kämpft, seine Fassung zu bewahren. Dass eine Chemotherapie bei einer Leukämie nicht angewendet wird, ist mir bewusst, aber dass mir gar keine Chance mehr bleibt, verstehe ich einfach nicht.

»Keine Knochenmarkspende?« Meine Stimme ist nicht mehr als ein Flüstern.

Er schüttelt den Kopf. »Selbst wenn es eine geeignete Spende gäbe, würde sich nichts mehr ändern.«

»Und wenn doch? Woher wissen Sie so genau, dass sie nichts mehr bringen würde? Ich dachte eigentlich, bei einer Leukämie kann eine Spende bis zum Schluss lebensrettend sein.«

Er sieht mich lange an und antwortet nicht.

Schließlich sagt er: »Wie gesagt, wir sind hier vor ein Rätsel gestellt. Wir sind uns nicht einmal sicher, ob es sich wirklich um eine Leukämie handelt. Wir wissen nur, dass es in dem Stadium ist, in dem die Medizin keine Möglichkeit mehr hat zu helfen.«

»Wie können Sie das wissen?«, fragt meine Mum. Ihre Stimme ist ausdruckslos.

»Viele Zellen, in ihren Armen, Beinen, selbst im Gehirn, sind bereits betroffen und ... beschädigt. Selbst bei einer geeigneten Spende würden diese Zellen langsam anfangen abzusterben. Als Letztes würden die Organe versagen und sie würde ersticken.«

Geschockt verdaue ich die Informationen. Eine Spende würde also bedeuten, dass ich noch qualvoller sterbe, als wenn ich mein Schicksal einfach annehme?

»Das heißt ... Da ist eine beschissene Krankheit in mir, die offensichtlich Krebs ist und so unterschwellig verläuft, dass ich nicht mehr lange leben kann? Und ich kann nichts dagegen tun«, fasse ich ungläubig zusammen. Traurig nickt er.

Das heißt, ich werde sterben. Ohne Wenn und Aber.

Geschockt starre ich an die weiße, kahle Wand.

»Ich habe keine Chancen ... nicht einmal den Hauch einer Perspektive?« In meiner Stimme beben Wut, Verzweiflung und Angst mit.

»Es passieren immer Wunder, aber rein medizinisch betrachtet...

Auf einmal beginne ich am ganzen Körper zu zittern und die Tränen fließen aus meinen Augen. Meine Verzweiflung verwandelt sich in Wut und mit zorngefülltem Blick schreie ich den Arzt an: »Ach und das sagen Sie mir jetzt einfach so?! Ist doch schön, zu wissen, dass ich in nächster Zeit verrecke! Ganz toll! Da kann ich ja direkt von der nächsten Klippe springen oder mich auf dem Rückweg vor den Zug werfen! Ist bestimmt ein besserer Tod.«

Traurig schaut er mir in die Augen, dann kramt er in einem Schubfach herum und zieht eine Broschüre hervor. Mit großen Augen lese ich: »Kinderhospiz ›Schunkelmine‹«.

»Sie sitzen hier direkt in der Nähe und sind hervorragend auf ihrem Gebiet. Sie helfen Kindern und Jugendlichen, sich auf den unmittelbar bevorstehenden Tod vorzubereiten. Und du kannst auch mit anderen in Kontakt kommen, die dasselbe Schicksal erleiden wie du.«

Er sieht, dass meine Reaktion darauf alles andere als positiv zu sein scheint und ergänzt schnell: »Ich kann dir auch normale psychologische Unterstützung besorgen. Dann kannst du in deinem gewohnten Umfeld bleiben, solange es möglich ist.«

»Ich brauche keinen dämlichen und selbstherrlichen Psychodoktor“, schnaube ich verächtlich. „Ich brauche die Möglichkeit zu leben, doch die hat man mir genommen.«

Frustration, Wut, Angst, Verzweiflung – alles kocht in mir auf und gibt mir das Gefühl, zu zerbrechen. Ich habe das Gefühl, nicht mehr atmen zu können, will mich einfach nur noch in eine Ecke verkriechen und aufwachen. Ich will aus diesem verdammten Albtraum aufwachen! Zitternd stehe ich auf und gehe zur Tür, als mich die Stimme von Dr. Jefferson aufhält.

»Melody, ich kann dir nur eins empfehlen: Nutze die Zeit, die dir noch bleibt, so effektiv wie möglich. Nichts ist schlimmer, als ein unerfülltes Leben gelebt zu haben.«

»Ich habe gar kein Leben gelebt«, weine ich bitterlich und schlage die Tür hinter mir zu. Es ist die Wahrheit. Was habe ich schon groß in meinen sechzehn Jahren geschafft? Ich bin ungeküstet, habe keines meiner Lebensziele erfüllt und habe das Gefühl, die letzten zehn Jahre nur in der Schule verbracht zu haben.

Alle meine Ziele werde ich nie erfüllen können. Alle meine Träume sind umsonst.

»Wie lange hat sie noch?«

Unter Schluchzen höre ich, wie meine Mum die alles entscheidende Frage stellt. Obwohl - spielt es eigentlich eine Rolle, wie lange ich noch zu leben habe? Ob ich nun heute oder morgen sterbe... was würde es ändern?

»Das kann man nicht genau sagen. Aber allerhöchstens ein halbes Jahr. Ich würde die Zeit ab jetzt wirklich nutzen. Solange es ihr gut geht. Es kann viele Wochen dauern, bis es bergab geht.« Gedämpft dringt seine Stimme durch die Tür zu mir durch.

Wochen ... Was sind schon Wochen? Wochen des Wissens, dass es jederzeit vorbei sein könnte.

Mein Magen krampft sich zusammen, mein ganzer Körper zittert und ich sinke heulend an einer Wand zusammen, vergrabe meine Hände in den Haaren und wippe auf und ab. Aus dem Augenwinkel sehe ich, wie eine Schwester besorgt auf mich zu gerannt kommt, doch ich ignoriere sie.

Wie in Trance ziehe ich mich an und verlasse das Krankenhaus. Meine Mutter neben mir, schweigend, wie ich. Ich glaube, dass wir in diesem Moment beide nicht in der Lage sind, auch nur ein kleines Wort zu sagen.

Wie es ihr nur damit geht? Warum stell ich mir die Frage überhaupt? Vermutlich wird es ihr noch schlechter gehen als mir. Wenn das eigene Kind vor einem stirbt – das muss das Schlimmste sein, was einer Mutter passieren kann.

Als wir im Auto sitzen, sage ich zum ersten Mal wieder etwas: »Möchtest du nicht lieber Papa anrufen, dass er uns fahren soll?«

Unsere Blicke begegnen sich, und auf einmal ist der Bann gebrochen. Unsere Augen füllen sich mit Tränen und wir fangen bitterlich an zu schluchzen.

Ich sehe den Schmerz in den Augen meiner Mutter und muss dadurch noch mehr weinen. Ich habe das Gefühl, mein Magen und mein Herz ziehen sich fest zusammen und mein ganzer Körper zittert, als würde Strom durch mich fließen.

»Ich ... möchte nicht sterben«, bringe ich unter Schluchzen heraus. Daraufhin zieht mich meine Mutter in eine lange und verkrampfte Umarmung und sagt gar nichts dazu. So bleiben wir eine Weile und weinen uns gegenseitig in die Klamotten.

»Du wirst nicht sterben«, murmelt sie vor sich hin. »Du darfst nicht sterben, das lasse ich nicht zu!«

Ich drücke sie noch fester. Ich würde gerne auch so denken, aber es ist eine Tatsache: Ich werde sterben. Aber das Schlimmste ist noch,

dass ich nicht einmal die Möglichkeit habe, zu kämpfen. Selbst die Ärzte haben bereits gesagt, dass ich die Zeit noch nutzen soll.

Eine unterschwellig verlaufende Leukämie? Wie kann das sein? Wie lange sind »ein paar Wochen«? So viele Fragen schwirren mir durch den Kopf.

Wird es wehtun? Vielleicht habe ich es ja besser als andere Krebspatienten. Ich kann meine restliche Zeit in Freiheit nutzen, mir wird es gut gehen, bis ich sterbe. Zumindest körperlich gut. Ich habe gehört, eine Chemotherapie soll sehr unangenehm sein. Einem soll davon schlecht werden und man erlebt Wochen der Qualen.

Aber man hat eine Perspektive, denke ich. Man hat die Möglichkeit zu überleben. Man ist dem Tod nicht endgültig ausgeliefert.

Doch genau das bin ich.

Es bringt nichts, ich sehe nur die schlechten Dinge. Wozu noch leben? Wozu noch die letzten Wochen nutzen, wenn es morgen bereits vorbei sein könnte? Soll ich mich nun über jeden Tag freuen, an dem ich aufwache? Soll ich anfangen, meine Tage zu zählen?

Das kann ich nicht.

Das will ich nicht.

Die größte Überwindung an diesem Tag war es, meinem Papa die bittere Wahrheit zu sagen. Ich glaube, meine Mutter hätte es nicht

übers Herz gebracht, also hab ich es ihm kurz und knapp gesagt.

»Ich werde sterben«, meinte ich, doch zu meiner Überraschung brach ich nicht in Tränen aus. Im Gegenteil: Mittlerweile fühle ich mich einfach nur noch leer. Fast, als wäre schon ein Teil von mir gestorben.

Fassungslos hatte er mich angesehen.

»Ja, du hast richtig gehört. Ich sterbe. Ende, aus, basta, keine Widerrede.«

Meine Stimme war in diesem Moment vorwurfsvoller, als es eigentlich beabsichtigt war. Wortlos drückte ich ihm die Dokumente in die Hand, die uns der Doktor mitgegeben hatte und in denen alles genauestens beschrieben steht. Dann lief ich einfach in mein Zimmer.

Nun liege ich seit Minuten, vielleicht auch schon Stunden, auf meinem Bett und starre die Decke an. Draußen wird es langsam dunkel und in mein Zimmer fällt nur noch schwaches Licht, doch das alles nehme ich nur halb wahr.

Ich habe mich in meinem ganzen Leben noch nie so leer gefühlt. Seit wir wieder zu Hause sind, habe ich nichts gegessen, mich nicht bewegt und auch nicht auf mein Handy geschaut. Vermutlich hat mir Em schon Tausende Nachrichten geschrieben, und ich habe mindestens so viele verpasste Anrufe von ihr, doch ich fühle mich nicht imstande,

ihr die Wahrheit zu sagen. Ich glaube, ich werde niemandem die Wahrheit sagen. Niemand soll unnötig lange leiden oder mich in irgendeiner Art und Weise anders behandeln als sonst. Ich bin doch immer noch ich, oder? Immer noch dieselbe, die sich letzte Woche aus dem Bett geschwungen hatte. Nur mit dem Wissen, dass der Tod mich schneller holen wird, als ich es damals vermutet hätte.

Einerseits kann ich zwar mein Leben eh nicht mehr genießen, wenn ich weiß, dass ich sterbe. Aber sollte ich mich doch noch wieder aufrappeln, dann möchte ich nicht, dass mich irgendjemand anders behandelt.

Im Moment allerdings denke ich nicht, dass ich Em glaubhaft weismachen könnte, dass es mir gut geht. In diesem Moment klopft es an der Tür und ich sehe auf.

Vorsichtig und zitternd tritt meine Mum ein und kommt langsam auf mich zu. Sie hat eine Tasse Tee in der Hand. Als sie die Tasse auf meinem Nachttischschrank abstellt, schwappt durch ihre zittrige Hand etwas Tee über.

»Oh, es ... tut ... tut mir so leid«, stottert sie vor sich hin. Ich mache die Lampe auf dem Tisch an und wische unbeholfen mit meiner Hand über die Pfütze und verbrenne mir die Hand.

»Macht doch nichts«, murmele ich und wische meine Hand an der Bettdecke ab.

Mum setzt sich auf mein Bett und starrt auf den Boden, ich auf meine Bettdecke.

Schließlich frage ich: »Wie geht's Dad?« Ich erschrecke über meine eigene Stimme; sie klingt kratzig und verheult.

Der Blick, den mir Mum daraufhin zuwirft, ist alles sagend. Schließlich fasst sie sich einigermaßen und sagt mit starker Stimme: »Hör zu, du kannst immer noch kämpfen! Es geschehen immer Wunder. Ich hab mich belesen: Es gab schon einige Fälle, in denen Krebspatienten der unausweichliche Tod diagnostiziert wurde, und deren Körper hat es trotzdem geschafft, den Krebs von allein zu besiegen. Es besteht immer Hoffnung.«

Ich lächele, so gut ich kann, in der Hoffnung, dass meine Mum mir glaubt. In Wahrheit allerdings wissen wir beide nur zu gut, dass ich nicht so ein Fall bin. Sie möchte nur, dass ich mich nicht aufgebe und mein restliches Leben genieße, doch das ist einfacher gesagt, als getan. Es könnte morgen alles vorbei sein. Morgen schon könnte alles bergab gehen.

»Ich weiß, du glaubst mir nicht«, fährt meine Mutter fort. »Aber der Arzt hat recht. Uns fällt diese Diagnose genauso schwer, wie dir, doch wir wollen nur, dass du dein Leben noch so gut wie möglich gestalten kannst. Dir geht's gut. Du bist fit. Du hast alle Freiheit der Welt. Wenn du möchtest, nehmen wir dich aus der Schule, damit du noch viel unternehmen